

Erin Jade Lange



HALBE
HELDEN



Erin Jade Lange

HALBE HELDEN

Aus dem Englischen von
Jessika Komina und Sandra Knuffinke



KAPITEL 1

Als ich Billy D. zum ersten Mal sah, hatte ich gerade einen Fuß auf dem Hals von irgend so einem Typen und eine Hand in der Hosentasche. Er stand auf der anderen Straßenseite und starrte mich an – gab sich nicht mal Mühe, es unauffällig zu machen, sondern gaffte einfach wortlos zu mir rüber, ohne auch nur zu blinzeln.

»Was glotzt du so?«, rief ich.

Sein Mund öffnete sich zu einem lautlosen kleinen O, aber er antwortete nicht. Er verschwand aber auch nicht, sondern starrte mich bloß weiter an.

In dem Hals unter meinem Fuß gurgelte es und ich guckte runter. Der Typ sah aus, als bekäme er nicht mehr allzu gut Luft, aber sein Gesicht war noch nicht rot angelaufen, also wandte ich mich wieder dem anderen Jungen zu.

»Hau ab! Sonst bist du als Nächster dran!«

Aber das war eine ziemlich leere Drohung. Denn selbst von der anderen Straßenseite aus konnte ich an seinem ausdruckslosen Blick, dem bräsig hängenden Unterkiefer und den komisch hochgezogenen Schultern erkennen, dass er anders war – wahrscheinlich einer aus dem Förderunterricht. Und die vermöbelte ich nun mal nicht.

Ich hatte halt auch so meine Prinzipien.

»Hey, bist du taub, oder was? Jetzt verpiss dich endlich!«

Er reagierte immer noch nicht, trat bloß vom rechten Fuß auf

den linken und wieder vom linken auf den rechten. Dann musterte er mich und den Jungen unter meinem Stiefel noch mal, richtete den Blick auf den Gehweg und stampfte davon.

So ein Freak.

Die Hand in meiner Tasche ertastete einen Streifen Kaugummi. Ich steckte ihn in den Mund und konzentrierte mich wieder auf mein aktuelles Projekt. Vor dem Hintergrund aus Straßendreck und Steinchen verfärbte sich das Gesicht da unten langsam Richtung rosa. Ich hob den Fuß und kickte ein loses Stückchen Splitt weg, das von der Schulter des Typen abprallte. Es musste wehgetan haben, denn er zuckte zwischen zwei gequälten Atemzügen zusammen.

»Ach, du glaubst, das war schlimm? Das ist noch gar nichts verglichen mit dem, was ich mit deinem Auto anstelle, wenn du dich noch mal mit mir anlegst.«

Er bekam immer noch kein Wort raus, was sein Glück war, weil er wahrscheinlich sogar blöd genug gewesen wäre, irgendwas zu sagen, was mich noch stinkiger gemacht hätte. Jetzt rappelte er sich auf und kroch über den Bürgersteig zur Straße, wo mit offener Tür sein knallroter Mustang wartete. Es war ein restaurierter Oldtimer aus der guten alten Zeit, als Mustangs noch richtig cool waren. Kurz bevor er da war, rief ich ihm hinterher:

»Und such dir gefälligst 'nen anderen Weg zur Schule. Wenn ich deine Karre noch einmal hier auf der Straße sehe, dann geht nicht nur deine Windschutzscheibe zu Bruch, sondern auch deine Nase.«

Der Typ hievte sich auf den Fahrersitz und warf mir noch einen letzten finsternen Blick zu, bevor er die Tür zuknallte. Als Antwort hob ich die Faust – und obwohl ich immer noch auf dem Bürgersteig stand und ihm gar nichts hätte tun können, hörte ich die Türverriegelung klicken. Ich musste lachen.

Was für ein Weichei.

Der Mustang kachelte dröhnend um die Ecke und war weg. Aus reiner Gewohnheit kratzte ich mir die Handflächen, aber das war gar nicht nötig. Das Jucken war zusammen mit dem Auto verschwunden.

So fing es immer an, mit diesem Jucken. Ich spürte es in den Handflächen, eine Art Summen, das ich nicht ignorieren konnte. Wenn ich es versuchte, breitete sich das Jucken spinnwebartig aus, schoss mir bis in die Handkanten und jagte mir ein Kribbeln in die Fingerspitzen. Der einzige Weg, es loszuwerden, war, die Hände zur Faust zu ballen und dieser Faust einen Landeplatz zu bieten.

Ich konnte nie voraussagen, was es auslösen würde. Manchmal war es irgendwas fast Unmerkliches, wie jemand, der im Unterricht die Augen verdrehte, wenn ich eine Antwort gab, und dann wieder etwas so Offensichtliches wie dieser Arsch da eben, der das Fenster seines knallroten Mustangs runtergekurbelt und gefragt hatte, warum ich mir eigentlich kein Auto leisten konnte. Im ersten Fall waren mir die Hände gebunden – ich stand sowieso kurz davor, von der Schule zu fliegen. Wenn meine guten Noten nicht gewesen wären, hätten sie mich längst rausgeschmissen. Aber im zweiten Fall konnte es schon mal passieren, dass ein Typ aus seinem Auto gezerrt wurde und eine Lektion in Sachen Straßenranddemut verpasst bekam.

Normalerweise hätte ich den Mustangmacker nicht so leicht davonkommen lassen, aber der Freak auf der anderen Seite hatte mich total aus dem Konzept gebracht. Seine Augen – schräg und rund gleichzeitig – hatten irgendwas Seltsames an sich gehabt. Ich hatte mich beurteilt gefühlt, und das war eine Sache, von der mir erfahrungsgemäß die Handflächen zu jucken anfangen. Aber bei diesem Hängebackenfreak hatte ich eher den Drang, mich am Kopf zu kratzen statt an den Händen.

In einem Punkt musste ich dem Würstchen im roten Mustang

allerdings recht geben: Welcher Sechzehnjährige, der was auf sich hielt, hatte denn bitte schön kein Auto?

Ich schlurfte die Straße runter und kickte dabei ein paar Steinchen vor mir her. Ich war nicht der Einzige ohne Auto in der elften Klasse der Mark-Twain-High, aber einer der wenigen. Gut, Columbia, Missouri, war vielleicht nicht gerade die Heimat der Reichen und Schönen, aber die meisten Familien schafften es trotzdem irgendwie, ein paar Mäuse für eine alte Klapperkiste zusammenzukratzen.

An der Ecke wandte ich mich in die entgegengesetzte Richtung als die, in die der Mustang verschwunden war. Bonzen nach rechts, arme Schlucker nach links. Ich nahm die Schultern besonders weit zurück, als könnte der Typ im Mustang mich immer noch sehen. Wer brauchte vier Räder, wenn er zwei Fäuste hatte?

Je weiter ich ging, desto verwilderter wurden die Vorgärten, desto mehr blätterte die Farbe von den Häusern. Meine Straße war die letzte, bevor diese Häuser und Vorgärten Wohnwagen und Kieseinfahrten wichen. Ich bog um eine weitere Ecke und sah den mittlerweile vertrauten Umzugswagen auf der Straße, direkt gegenüber von unserem Haus. Das Ding stand nun schon fast eine Woche da und verdeckte mir die Sicht auf so ziemlich alles andere.

Wie lange konnte es denn dauern, so ein Ding auszuräumen?

Ich spähte rüber zu dem Haus hinter dem Wagen und fragte mich, was für faule Säcke da jetzt wohl wohnten, die die Gegend noch weiter runterziehen würden, und blieb abrupt stehen. Von den Eingangsstufen des Hauses aus erwiderte jemand meinen Blick – jemand mit Augen in einer so unverwechselbaren Form, dass ich sie sofort wiedererkannte. Genau wie zuvor beobachtete mich der Junge, ohne zu blinzeln. Vielleicht lag es an der sicheren Entfernung oder daran, dass er einfach zu beschränkt

war, um Gefahr zu wittern, aber er sah auch dann nicht weg, als ich ihn bemerkte.

»Hat dir noch nie einer erklärt, dass Leute anstarren unhöflich ist?«, rief ich herausfordernd.

Wie zur Antwort schob er seinen Rucksack zurecht und rückte ihn auf seinen eigentümlich gekrümmten Schultern ein Stück höher. Er war klein und ziemlich kompakt gebaut, sodass es in Kombination mit seiner komischen gebückten Haltung aussah, als würde er jeden Moment vornüberkippen, weil die obere Körperhälfte so schwer war. Um genau zu sein, wirkte alles an ihm schwer, von seinen Lidern bis hin zu den Armen. Ich wartete einen Moment ab, ob er wirklich umkippen würde, damit ich was zu lachen hatte, aber ich wurde enttäuscht.

»Und *dämlich* ist es auch«, versuchte ich es noch einmal.

Er blinzelte.

Was war das jetzt? Angst? Oder wollte der mich verarschen?

Ich wartete auf das Jucken, aber es kam nicht. Es war schwer, Wut auf jemanden zu entwickeln, bei dem man keine Ahnung hatte, was er dachte. Schließlich deutete ich warnend mit dem Finger auf ihn.

»Hast du ein Glück, dass ich keine Mongos zusammenschla-ge.«

Ein Schatten huschte über sein Gesicht – der Funke einer Reaktion.

»Ich bin kein Mongo«, sagte er nachdrücklich, als glaubte er das tatsächlich.

Selbst seine Stimme machte nur noch deutlicher, dass er anders war. Sie war ziemlich hoch – die Pubertät ließ wohl noch auf sich warten – und klang ein bisschen, als ständen seine Zähne seiner Zunge im Weg.

»Ich bin kein Mongo«, wiederholte er, lauter diesmal. Zur Betonung stampfte er dazu mit dem Fuß auf.

»Ist ja gut, ist ja gut.« Mein warnender Zeigefinger verwandelte sich in eine beschwichtigend hochgehaltene Hand. Ich wollte mich hier schließlich nicht mit einem Behinderten prügeln. Ich wollte bloß, dass er aufhörte, mich anzustarren. »Aber lass die Glotzerei, klar?«

Ich drehte mich zu unserem Haus um und war schon fast drin, als wieder seine Stimme ertönte.

»Deine Klamotten passen nicht zusammen!«

Was?

Ich fuhr herum. Er hatte die Arme selbstzufrieden vor der Brust verschränkt. Das, so schien es, war für ihn die ultimative Beleidigung gewesen. Auf unerklärliche Weise verunsichert, sah ich an mir runter. Wie konnten denn Jeans und ein Kapuzenpulli nicht zusammenpassen? Ich hob den Kopf und wollte ihn fragen – ernsthaft interessiert –, was zum Teufel er meinte, aber die Stufe, auf der er gestanden hatte, war leer. Ich erhaschte nur noch einen flüchtigen Blick auf einen Rucksack, der im Haus verschwand.

KAPITEL 2

Ich knallte die Tür hinter mir zu, damit jeder wusste, dass ich zu Hause war, und schleuderte meinen Rucksack in die Ecke. Als Nächstes wäre normalerweise der Griff nach der Fernbedienung gekommen, aber heute schob ich stattdessen die Gardine vor dem Fenster ein Stück zur Seite. Der Umzugswagen verstellte mir zwar größtenteils den Blick, aber ich konnte immer noch die Hälfte der Fenster im ersten Stock und im Erdgeschoss des Hauses gegenüber sehen. Blinzelnd versuchte ich, etwas dahinter zu erkennen, aber es war zu dunkel.

»Was gibt's denn da Spannendes?« Mom hockte sich auf die Armlehne der Couch, schob ihr Gesicht neben meins und spähte ebenfalls aus dem Fenster.

»Die neuen Nachbarn.«

Sie war mir so nah, dass ich ihr Lächeln spüren konnte: Ihre Wange hob sich und berührte meine. »Oh, super, wo denn? Auf die laure ich schon die ganze Woche.«

»Im Moment sind sie drinnen.«

»Bist du ihnen schon begegnet?« Sie ließ sich rücklings auf die Couch plumpsen.

»Na ja, einem ... irgendwie jedenfalls.«

»Und wie war der so?«

»Buckelig und glotzügig.«

Ich riss mich vom Fenster los und ließ die Gardine wieder zufallen.

Mom runzelte die Stirn. »Das ist aber nicht nett, Dane.«
»Tja, Nettigkeit konnte man mir noch nie vorwerfen«, antwortete ich und machte es mir neben Mom bequem.

»Das sagst du immer.«

»Ja, weil es immer wahr ist.«

Mom lachte. »Okay, du Fiesling, dann geh dich jetzt mal rasieren und ich mache uns was zu essen.«

»Netter Versuch.«

»Ach, komm schon, bitte. Tu's für dein liebes Mütterlein.«

Mittlerweile lachten wir beide.

»Das kannst du vergessen«, sagte ich und fuhr mir mit den Fingern übers Kinn. »Mit dem Stoppelbart sehe ich tougher aus.«

»Du siehst aus wie ein Rowdy.«

»Wer sagt denn bitte noch ›Rowdy‹?«

»Erwachsene Menschen. Die sagen das.«

»Ach was, auf einmal bist du also erwachsen?«

Es war nur ein Witz gewesen, aber Moms Gesicht verhärtete sich, und sofort wünschte ich, ich hätte es nie gesagt.

Früher hatte ich es immer cool gefunden, dass meine Mom jünger und hübscher war als andere Mütter, bis die Typen in meinem Alter anfangen, ihr auf eine Weise hinterherzustarren, die mich ganz krank machte. Aber so peinlich das auch für mich war, für Mom war es schlimmer.

Einmal, als mein Bart gerade erst zu sprießen angefangen hatte, waren wir in einem Restaurant und der Kellner fragte uns, wie lange wir zwei schon zusammen waren. *Zusammen*. Ich weiß nicht, wer sich mehr gegruselt hat, Mom oder ich, aber auf dem Nachhauseweg hat sie an einer Drogerie angehalten und mir einen Rasierer und Rasierschaum gekauft. Sie erklärte mir die Prozedur so gut es ging, aber Beine rasieren sich nun mal ganz anders als ein Gesicht. An dem Abend trug ich dreizehn

Schnitte davon. Ich fand ja, dass ich damit ziemlich gangstermäßig aussah, aber Mom weinte. Danach ließ sie mich monatelang mit dem Thema in Ruhe.

»Tja, *du* siehst jedenfalls längst nicht so erwachsen aus, wie du denkst«, erwiderte sie. Sie strich die Haarsträhne an meinem Hinterkopf glatt, die ständig hochstand. »Nicht mit deinem kleinen Babywirbel da.«

Ich schüttelte ihre Hand ab und glättete die Strähne gewohnheitsmäßig selbst.

Sie lächelte. »Und, hast du heute in der Schule irgendwelchen Ärger gemacht?«

»Heute nicht.«

»Gut.« Sie tätschelte mir das Bein und stand auf.

Ich ging ihr hinterher in die Küche. »Mom, ich wollte dich was fragen... äh, Moment, wieso kochst du überhaupt? Hast du heute Abend keinen Kurs?«

Sie kramte eine Tüte Wokgemüse aus dem Tiefkühlfach und knallte eine Pfanne auf den Herd. Meine Frage ignorierte sie, und zwar mit Absicht.

»Mom?«

Sie hielt mir weiter den Rücken zugewandt, aber ihr schlechtes Gewissen war ihr regelrecht anzuhören. »Die haben meinen Mittwochskurs gestrichen. Nicht genug Teilnehmer.«

Mom unterrichtete Yoga und Pilates in einem Fitnessstudio und wurde pro Kurs bezahlt. Keine Schüler, kein Geld.

»Scheiße«, sagte ich.

Sie hob die Schultern, als wäre das alles nicht so wild, aber so schwer, wie sie sie gleich wieder sinken ließ, konnte ich sehen, dass sie sich Sorgen machte – Sorgen, diesen Monat die Miete nicht zahlen zu können, Sorgen, kein Essen für mich kaufen zu können, Sorgen, sich keinen Sprit leisten zu können. Sprit für *ihr* Auto.

Sie stellte den Herd an und kippte den gefrorenen Tüteninhalt in die Pfanne. »Egal, was wolltest du mich fragen?«

»Hm, ist vielleicht gerade nicht der richtige Zeitpunkt, aber ...« Ich zögerte. »Ich wollte fragen, ob ich ein Auto haben kann.«

Ihr Lachen klang weniger amüsiert als verärgert. »Du hast recht, Dane. Das ist nicht der richtige Zeitpunkt.«

Sie rüttelte die Pfanne auf dem Herd heftiger, als nötig gewesen wäre.

»Ich kann mir doch einen Job suchen«, schlug ich vor. »Du würdest aber einen besseren Job kriegen, wenn du vorher aufs College gehst.« Endlich drehte sie sich zu mir um. »Und das geht nun mal nicht ohne finanzielle Unterstützung. Ohne gute Noten bekommst du kein Stipendium. Ich sag's dir, du wirst es bitter bereuen, wenn du wegen eines Schülerjobs nicht genug zum Lernen kommst.«

»Meine Noten sind super«, sagte ich.

»Und das werden sie auch bleiben, das mit dem Job kannst du nämlich vergessen.«

»Und das mit dem Auto anscheinend auch«, maulte ich.

»Ganz genau«, sagte sie, während sie zwei Teller aus dem Schrank riss und sie auf unseren winzigen Küchentisch knallte. »Weil ich nun mal eine Rabenmutter bin.«

»Das hab ich doch gar nicht gesagt. Und ich wollte mich auch überhaupt nicht streiten. Aber ...«

»Aber was?« Sie hielt mit dem Tischdecken inne und sah mich an, eine Hand in die Hüfte gestemmt.

»Aber als du in meinem Alter warst, hattest du auch ein Auto.«

Und damit endete unser Gespräch so, wie unsere Gespräche immer endeten.

»Dane, als ich in deinem Alter war, hatte ich ein *Kind*.«

Das Bescheuertste an der Sache war, dass sie sich sehr wohl ein Auto für mich hätte leisten können. Der Beweis hing direkt vor meiner Nase, während wir schweigend zu Abend aßen. Die Wand über Moms Kopf zierten Dutzende kleiner Rahmen. Aber in keinem davon befand sich ein Bild. Sondern Lose. Rubbellose. Und zwar alle mit Gewinn.

Mom kaufte Rubbellose, wann immer sie Geld dafür übrig hatte, was, verglichen mit all den anderen Spielsüchtigen da draußen, nicht sonderlich oft vorkam. Aber im Gegensatz zu diesen Verlierertypen gewann Mom – nicht einfach nur ab und an, sondern *immer*. In dieser Hinsicht war sie einfach ein Glückspilz. Wahrscheinlich wären wir steinreich, wenn sie dieses Glück einfach mal ein Wochenende lang in Las Vegas auf die Probe gestellt hätte. Aber Mom war überzeugt, dass es mit dem Glück vorbei wäre, sobald sie versuchte, es sich zunutze zu machen, und deshalb, sagte sie, würde sie es sich für etwas Größeres aufsparen.

Ich sah mich um und mein Blick fiel auf den Linoleumboden, der sich in den Ecken schon wellte, und die nicht zusammenpassenden Küchenstühle. Bislang schien sich ihr Glück definitiv auf diese Rubbellose zu beschränken, die dort, wie als Folter für mich, an der Wand hingen. Die meisten waren auch gar nicht viel wert – ein Dollar hier, fünf dort. Dann ein paar Hundert-Dollar-Gewinne, denen ich schon etwas nachgetrauert hatte, als sie in ihre Rahmen gewandert waren. Trotzdem, wenn sie alle so gering gewesen wären, hätte es mir nicht so viel ausgemacht.

Aber da war ein Los – es hing genau in der Mitte und hatte einen etwas größeren Rahmen als die anderen –, bei dem ich Mom angefleht hatte, es einzulösen. Ein einziges goldenes Los ... fünftausend Dollar wert. Ich war mir so sicher gewesen, dass sie ihre bizarre Marotte an diesem Punkt aufgeben würde.

Das, dachte ich, musste doch der große Gewinn sein, für den sie ihr Glück aufgespart hatte.

Als sie mir erklärte, es würde an der Wand landen wie der Rest auch, explodierte ich.

»Ein halbes Jahr Miete!«, schrie ich. »Ein Auto! College!«

Ich versuchte alles, aber mein Protest wurde einfach ignoriert. Mom sagte, der große Gewinn sei bloß ein Zeichen dafür, dass ihr Glück zunahm. Und da kapierte ich, dass ihr kleines Karma-spielchen mehr war als bloß eine exzentrische Angewohnheit. Es war krankhaft.

Das Los hing nun schon drei Monate an der Wand und laut der Website der Bundesstaatslotterie von Missouri würde es nach weiteren drei verfallen. Jedes Mal, wenn ich es sah, wurde ich wütender und besorgter um Moms Geisteszustand. Dieses eine Los stach unter allen anderen hervor und quälte mich mit den unendlichen Möglichkeiten, die es barg.

Dieses eine Los ließ meine Handflächen jucken.

Ich riss den Blick von den Rahmen los. Der einzige Weg, so dicht neben etwas, was ich nicht haben durfte, nicht durchzudrehen, war, so zu tun, als existierte es gar nicht. Stattdessen sah ich Mom an. Sie wirkte so *normal* – und um ehrlich zu sein, war sie für eine Mom echt ziemlich cool –, aber ganz offensichtlich hatte sie nicht mehr alle Latten am Zaun.

KAPITEL 3

Der Weg zur Schule war einfach – dreimal abbiegen und einmal schräg übers Baseballfeld –, darum fiel mir nicht sofort auf, dass er mir folgte. Ich war gerade um unsere Straßenecke, als er auf dem Bürgersteig auf der anderen Seite auftauchte. Da stampfte er dahin mit seinem komischen Buckel, den Blick stur auf den Boden gerichtet. Er konzentrierte sich so sehr darauf, wohin er die Füße setzte, dass ich gar nicht auf die Idee gekommen wäre, er könnte mir folgen, wenn ich nicht meine Abkürzung durch die Gärten eingeschlagen hätte.

Manchmal, wenn ich morgens spät dran war, nahm ich den Weg zwischen ein paar Häusern hindurch, die ein Netz von Ziergärten umstanden. Die Hintertüren dieser Häuser führten alle auf eine Art Hof mit Backsteinwegen, die zwischen quadratischen, von Backsteinmäuerchen gesäumten Beeten hindurchführten, von denen jedes eine andere Sorte Blumen enthielt. Die Blumen interessierten mich zwar eher weniger, aber es war trotzdem nett zu wissen, dass es diese Gärten gab – dass in unserer Gegend überhaupt noch etwas so Gepflegtes existierte. Es war die Art von Ort, an den ich ein Mädchen mitnehmen würde, das Blumen verdient hätte. Leider waren die meisten Mädchen, die ich kannte, alles andere als die blühende Unschuld.

Ich nahm den Weg rechts rum und sah aus dem Augenwinkel, dass er den linken nahm. Er guckte mich immer noch nicht an, aber als ich neben einem Beet mit gelben Blumen langsa-

mer wurde, tat er dasselbe auf der anderen Seite bei den rosa-farbenen. Und als ich mich hinbockte und so tat, als wäre mein Schnürsenkel auf, blieb er doch tatsächlich stehen und schnupperte an den Rosen.

Keine Ahnung, wieso der Kleine unbedingt Stress mit mir wollte, aber das würde ich jetzt rausfinden. Ich blieb in der Hocke und schob einen Fuß zurück, wie ein Läufer in Startposition. Dann stieß ich mich ab und rannte aus den Gärten, so schnell ich konnte. Die verschlungenen Wege bremsten mich dabei zu sehr, deshalb nahm ich das letzte Backsteinbeet mit einem riesigen Satz. Ich sah nicht nach, ob er mir noch auf den Fersen war; mit seinem Gestampfe war er sowieso viel zu unkoordiniert, um mich einzuholen.

Überzeugt, dass er nur noch eine Staubwolke von mir gesehen hatte, versteckte ich mich, sobald ich aus den Gärten raus war, hinter dem ersten Haus am Weg. Schnaufend drückte ich mich mit dem Rücken an die Wand und wartete. Ein paar Sekunden später hörte ich seine schweren, schlurfenden Schritte im Gras und ging zum Angriff über.

Ich sprang hinter der Ecke hervor. »Warum verfolgst du mich?«

Aber genauso gut hätte ich einfach »Buh!« machen können, denn der Junge erschreckte sich dermaßen, dass er nur noch stammeln und pfeifend nach Luft ringen konnte. Sein krummer Rücken wurde mit einem Mal kerzengerade und seine Hände ballten sich neben seinem Kopf zu Fäusten. Schätze, so was in der Art hatte ich ja auch bezweckt, aber anstatt zufrieden zu sein, schob ich doch ein bisschen Panik. Das Letzte, was ich jetzt gebrauchen konnte, war die Schuld daran, dass irgendein Mongo einen hysterischen Anfall bekam.

»Hey«, sagte ich und fasste ihn bei der Schulter. »Ganz ruhig.«

Er gehorchte, lockerte nach und nach die Fäuste und atmete wieder etwas langsamer.

»Gut so«, lobte ich. Ich ließ seine Schulter los und verschränkte die Arme. »Also, warum verfolgst du mich?«

Er holte tief Luft und ratterte dann, so schnell es ging, herunter: »Weil diese Typen gesagt haben, dass sie mich noch schnappen, und weil du den Weg zur Schule weißt und weil du den einen Jungen da verhauen hast –«

»Welchen?«

Er riss die Augen auf und in seiner Antwort lag Ehrfurcht.

»Verhaust du denn viele Jungs?«

»Geht dich nichts an.«

»Den mit dem Auto.«

»Kennst du den?«, fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern. »Nein.«

»Warum interessiert's dich dann?«

»Du stellst aber viele Fragen«, sagte er.

»Und du solltest sie lieber mal beantworten. Wenn mir einer folgt, kann ich das ungefähr genauso gut ab, wie wenn mich einer anstarrt. Oder sich über meine Klamotten lustig macht.«

Sein Blick wanderte an mir runter, aber falls er an meinem Outfit irgendwas auszusetzen hatte, war er zumindest so schlau, es nicht zu sagen. Stattdessen sah er mir wieder ins Gesicht. »Ich hab Angst vor ein paar Jungs aus der Schule. Aber die haben Angst vor dir. Wenn ich mit dir zur Schule laufe, brauch ich keine Angst vor denen zu haben.« Er hob die Hände zu einer »Tja, was will man machen?«-Geste, aber sein Gesichtsausdruck blieb derselbe.

Ich fragte mich, wer diese Jungs wohl sein mochten. Mir fiel ums Verrecken keiner aus der Schule ein, vor dem man Angst hätte haben müssen, aber ich war ja auch nicht so kurzgewachsen wie der Typ hier. Er wirkte zwar robust wie ein kleiner Fels,

aber wenn er sich auf die Zehenspitzen stellen musste, um sich überhaupt zu wehren, dann könnte er Probleme bekommen.

»Gehst du auf die Twain?«

»Ja.«

»In die Neunte?«

»Ja.«

»Downsyndrom?«

»Was denn sonst?«, erwiderte er, als redete er mit dem zurückgebliebensten Menschen der Welt. Er verdrehte die Augen und zog seinen Rucksack hoch. Mir fiel auf, dass seine Zunge ein bisschen hervorguckte; sie ruhte auf seiner Unterlippe und zog sich nur beim Sprechen in den Mund zurück.

»Und du glaubst im Ernst, wenn du mir, ohne mich vorher zu fragen, hinterherrennst, dann *erspart* dir das Prügel?«

»Na ja, jetzt nicht mehr«, antwortete er.

»Gut.« Ich drehte mich weg Richtung Straße.

»Jetzt kann ich denen sagen, dass du Angst vor mir hast.«

Ich wirbelte so schnell herum, dass ich über meine eigenen Füße stolperte und rückwärts auf den Bürgersteig wankte. »Wie bitte?«

»Du bist doch eben vor mir weggerannt.« Er kam mir nach und stampfte den Tau von seinen Schuhen.

»Alter, ich bin nicht vor dir weggerannt.«

»Äh, doch, bist du wohl. Bist ja sogar noch über die Blumen gesprungen und alles.« Er streckte den Arm aus und vollführte mit der flachen Hand eine Segelgeste, direkt an meiner Nase vorbei, und fügte sogar noch einen *Wusch*-Soundeffekt hinzu. Ich musste mich beherrschen, um seinen Arm nicht wegzuschlagen.

»Ich bin bloß gerannt, um einen Vorsprung vor dir zu haben«, erklärte ich. »Damit ich ... damit du nicht ...« Dann hielt ich den Mund. Das mit dem Rennen kam mir jetzt selber ziemlich blöd vor.

»Damit du mir Angst einjagen konntest«, ergänzte er.

»Kann sein.«

»Darum bin ich dir ja auch gefolgt. Weil du den Leuten Angst einjagst.«

»Tja, herzlichen Glückwunsch, da drin bist du nämlich selber ziemlich gut. Ist echt gruselig, einem so hinterherzuschleichen.«

»Das ist nur gruselig, wenn wir nicht *zusammen* gehen.«

Ich massierte mit den Fingern meine Schläfen. Ich hatte keine Zeit, mit jemandem zu diskutieren, der eine Antwort auf alles hatte. Wir waren sowieso schon spät dran für die Schule und noch mal Nachsitzen konnte ich mir nicht erlauben. Also tat ich das einzig Vernünftige und marschierte los. Einen Moment später merkte ich allerdings, dass er sich nicht bewegt hatte. Seufzend und ohne mich umzudrehen, gab ich ihm einen Wink aus dem Handgelenk, dass er mitkommen sollte.

»Los jetzt«, kommandierte ich.

Hastig schloss er zu mir auf. »Danke, ich –«

»Es wird nicht gequatscht«, schnitt ich ihm das Wort ab und starrte dabei immer noch stur geradeaus. »Und auch nicht geheult, geglotzt oder über meine Klamotten gelästert. Aber vor allem wird nicht gequatscht. Und wenn wir irgendwen aus der Schule sehen, machst du, dass du auf die andere Straßenseite kommst.«

Ich warf ihm einen kurzen Blick zu, um zu überprüfen, ob er auch zuhörte. Er nickte eifrig.

»Und wenn du auch nur eine von diesen Regeln brichst, hau ich dir eine rein, klar?«

»Klar«, antwortete er, nur um sofort darauf die erste Regel zu brechen. »Ich bin Billy Drum. Aber alle nennen mich Billy D.«

»Interessiert mich nicht.«

»Und wer bist du?«

Ich musste grinsen. »Dein schlimmster Albtraum.«

»Du bist nicht mein schlimmster Albtraum. In meinem schlimmsten Albtraum kommt immer so eine Schlange vor und die –«

»*Interessiert* mich nicht.«

»Mein Nachbar Mark nennt dich immer ›dieser Wichser‹, aber so heißt du gar nicht. Ich weiß, was ein Wichser ist, und das ist kein Name. Wichsen ist das, was wir im Biounterricht o-nanie-ren nennen. Und danach heißt doch kei...«

»Alter! Ich will mit dir bestimmt nicht übers Wichsen reden.«

»Worüber willst du denn dann reden?«

»Ich will ...« Ich warf entnervt die Hände in die Luft und tigerte ein paar Schritte auf und ab. »Ich will über gar nichts reden! Hau ab!«

Mein Ausbruch ließ Billy völlig kalt. Ich ging schneller und er passte sich meiner Geschwindigkeit an.

»Okay, aber wenn du mir deinen Namen sagst, kann ich ihn Mark weitersagen, und dann nennt er dich nicht mehr ›dieser Wichser‹.«

»Der kleine Pisser weiß ganz genau, wie ich heiße. Der kriegt nachher erst mal 'nen ordentlichen Arschtritt dafür, dass er mich Wichser nennt.«

»Okay, aber dann sag *mir* doch deinen Namen, damit ich dich nicht Wichser nenne und du mir keinen Arschtritt verpasst.«

Ich seufzte auf und vergrub das Gesicht in den Händen.

»Dane, okay? Ich heiße Dane Washington.«

»Washington wie der Präsident?«

»Ja. Wie der Präsident.«

»Das ist super.«

»Wenn du meinst.«

Seine Schritte wurden leichter, fast zu einem Hüpfen. »Jetzt kann ich dich Dane nennen und du verpasst mir keinen Arschtritt.«

»Mach ich vielleicht trotzdem, wenn du nicht endlich die Klappe hältst.«

»Du hast doch gesagt, du verprügelst keine Mongos.«

»Und du hast gesagt, du bist kein Mongo.«

»Bin ich auch nicht.«

»Na dann.«

»Na dann.«

Ein paar herrliche Sekunden lang hielt er den Mund, dann fragte er: »Heißt das, du kannst mir doch einen Arschtritt verpassen?«

Ich ließ den Kopf hängen und schloss die Augen. Das würde der längste Schulweg aller Zeiten werden.

KAPITEL 4

Das Baseballfeld zu überqueren war tückisch. Halb joggte, halb schlitterte ich über das feuchte Gras – ich wollte unbedingt pünktlich zur ersten Stunde da sein. Billy D. bemühte sich, mit mir mitzuhalten, und keuchte vor Anstrengung so sehr, dass er gar keine Puste mehr zum Quatschen hatte. Ich legte noch einen Zahn zu, aber er ließ sich nicht abschütteln. Insgeheim war ich beeindruckt, wie schnell er mit diesen kurzen Beinchen war. Ich gestattete mir einen flüchtigen Seitenblick, um herauszufinden, wie er das machte, und genau in dem Moment machte sein ganzer Körper einen Ruck nach vorn und ich hörte seine Sneakers quietschend auf dem nassen Rasen ausrutschen.

Instinktiv schoss mein Arm zur Seite und meine Finger schlossen sich um seinen Ellbogen.

»Aua!«, jammerte er, als ich seinen Arm zurückriss, um ihn am Fallen zu hindern.

Unbeholfen schlitternd kamen wir beide am Rand des Schulparkplatzes zum Stehen. Er machte sich von mir los und zog die Augenbrauen zusammen. Ich versuchte einzuordnen, ob das auf seinem Gesicht Wut oder Verwirrung war, aber ich konnte einfach nicht in seinen Zügen lesen.

»Du hättest dich fast langgemacht«, sagte ich. Das klang wie eine Entschuldigung, also fügte ich meinen nächsten Worten ein abfälliges Schnauben hinzu. »Gern geschehen.«

»Oh.« Billys Stirn glättete sich und er rieb sich den Ellbogen.
»Danke.«

»Jaja.«

Sein Gesicht verzog sich plötzlich zu einem Lächeln, das mehr von seiner übergroßen Zunge sichtbar machte und den Blick auf lauter kleine Lücken zwischen seinen Zähnen freigab. »Treffen wir uns nach der Schule hier? Für den Nachhauseweg?«

»Pass mal auf, du Sonderschüler, ich treff mich sicher nirgends –«

»Ich heiße Billy D. Und ich bin nicht auf der Sonderschule.«

Er stampfte davon, bevor ich etwas entgegen konnte, und wieder mal fragte ich mich, wie dieser Kerl es eigentlich schaffte, immer das letzte Wort zu behalten, während ich bloß dandand wie der letzte Idiot.

Ich schaffte es gerade noch vor dem Klingeln in die Klasse. Regentropfen prasselten gegen das Fenster und übertönten fast Mr Johnsons monotonen Vortrag. Ich starrte finster zu den Wolken hinaus, die sich am Himmel türmten. Die Tropfen würden sich in einen ausgewachsenen Schauer verwandeln und den Weg nach Hause noch rutschiger als den Schulweg heute Morgen machen.

Mürrisch ließ ich den Blick über meine Klassenkameraden schweifen und überlegte, wie viele von ihnen wohl vier Räder mit einem Dach drüber besaßen, die sie nach der Schule warm und trocken nach Hause bringen würden. Ohne Auto durch den Winter zu kommen war schon übel genug, doch da konnte man sich wenigstens dick einmummeln. Aber der Frühling brachte immer diese kalten Wolkenbrüche, die alles durchnässten, egal, wie viele Schichten man übereinanderzog. Und obwohl der Kalender gerade erst von Februar auf März umgeblättert worden war, waren auch die Frühlingsstürme schon da.

Ein Wasserfall welligen, dunklen Haars fesselte meine Auf-

merksamkeit. Nina Sinclair bot echt eine nette Aussicht; zum Glück hatte ich fast alle Fächer mit ihr zusammen. Außerdem behandelte sie mich nicht wie einen Schlägertypen, weswegen sie einer der wenigen Menschen an dieser Schule war, mit denen ich überhaupt noch zu tun hatte. Dafür kriegte ich es allerdings auch regelmäßig mit ihrem Freund zu tun. Ich blinzelte nach rechts und ja, da saß er natürlich, direkt neben ihr, und feuerte böse Blicke auf mich ab.

Komm mal runter, du Arsch, ich gucke doch nur.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass er mich immer noch beobachtete, warf ich Ninas Hinterkopf betont auffällig einen Luftkuss zu. Ihr Freund – Timmy oder Tommy oder wie auch immer sein blöder Sportleridiot-mit-Eierschutz-Name lautete – ballte die Faust auf seinem Pult. Ich tat es ihm lächelnd nach, ließ dabei jedoch den Mittelfinger ausgestreckt.

Falls es darauf eine noch beleidigendere Antwortgeste gab, blieb ihm jedenfalls keine Zeit dazu, denn Mr Johnson erwischte ihn beim Umdrehen und nahm ihn direkt mit einer Frage in die Mangel.

Ich hatte gedacht, damit wäre die Sache gelaufen, aber Tim-Tom passte es anscheinend nicht, dass ich das letzte Wort – oder den letzten Finger – in der Angelegenheit gehabt hatte, also brachte er eine Aktion, die vor ihm schon viel zu viele versucht hatten. Sobald die Stunde vorbei war, legte er den Arm um Nina und formte über ihre Schulter hinweg lautlos mit den Lippen ein *Träum weiter*.

Großer Fehler.

»Hey, Nina«, sagte ich.

Sie drehte sich um und riss sich geradezu von ihrem Freund los. »Hi, Dane, was gibt's?«

»Wollte nur mal Hallo sagen.« Ich lächelte und sah Nina leicht erröten, als sie mein Grinsen erwiderte.

Es überraschte mich jedes Mal, wenn ich so eine Reaktion von einem Mädchen bekam, aber in letzter Zeit passierte das immer öfter. Lag vermutlich am Dreitagebart.

»Wir sehen uns ja gleich in Algebra«, sagte sie.

Sie griff nach Tim-Toms Hand, die wieder zur Faust geballt war.

»Ich komme gleich nach«, versprach er ihr.

Er wartete, bis Nina und Mr Johnson den Raum verlassen hatten, und wandte sich dann mir zu, das Gesicht rote-Bete-rot angelaufen.

»Was soll der Scheiß?«

»Wovon redest du?« Ich schnappte mir Buch und Block von meinem Pult und wollte mich an ihm vorbeidrängen, aber seine Hand stemmte sich gegen meine Brust und drückte mich, kaum merklich, aber doch eindeutig, zurück. Das Jucken fing an, in meinen Handflächen seine Kreise zu ziehen. Mich ärgerte weniger, dass er mich überhaupt anfasste, sondern eher die Tatsache, dass er keine Angst davor zu haben schien. Die meisten Leute wussten es besser.

»Die würde ich an deiner Stelle schleunigst da wegnehmen«, sagte ich und nickte runter in Richtung seiner Hand.

Er knirschte mit den Zähnen und stemmte sich nur noch stärker gegen meine Brust. »Nina ist meine Freundin.«

Das hier würde übel für mich ausgehen, so oder so. Eine Prügelei würde mir einen Besuch im Büro des Disziplinarrats einbringen, aber wenn ich nachgab, wüsste in ein paar Stunden die ganze Schule darüber Bescheid. Mir blieb nur eine Millisekunde, um meine Möglichkeiten gegeneinander abzuwägen, aber alles, woran ich denken konnte, war das Jucken.

»Im Ernst, du solltest die Hand da wegnehmen, und zwar *jetzt*.«

»Sie steht nicht auf dich, kapiert?«

»Letzte Chance.«

»Was sollte sie auch mit einem Proll aus dem Wohnwagenpark, der –«

Mehr bekam er nicht raus, bevor meine Faust auf sein linkes Auge traf.

»Da wohne ich nicht«, sagte ich ganz ruhig und lockerte meine Hand.

Aber er hörte mich vermutlich gar nicht über seinem mädchenhaften Kreischen. Er presste sich beide Hände aufs Auge und taumelte zurück, wobei er ein paar Pulte umriss.

»Was ist hier los?«, donnerte Mr Johnson vom Eingang her.

Tja, Nina und ich würden uns wohl doch nicht in Algebra sehen.

Innerhalb von Sekunden waren wir auf dem Weg zum Büro des Disziplinarrats. Tim-Tom hatte direkt losgeplärrt, ich hätte ihn geschlagen, was ich gar nicht erst abtritt. Dafür erklärte ich Mr Johnson, er hätte zuerst Hand an mich gelegt, damit ich gefälligst nicht der Einzige war, der nachsitzen musste.

Meine Handflächen kribbelten immer noch, als wir uns vor dem Büro auf die Wartestühle setzten.

»Hallo, Mrs Pruitt.« Ich zwinkerte der Sekretärin zu.

»Dane.« Sie lächelte schmallippig. »Wie schade, dich schon wieder unter diesen Umständen hier zu sehen.«

Ich zuckte mit den Schultern.

Mr Johnson und Mrs Pruitt steckten die Köpfe zusammen und flüsterten, als müssten sie vor uns geheim halten, warum wir hier waren. Dann verschwand Johnson und Pruitt klopfte an die Tür des Disziplinarrats.

Direkt über ihrer Faust glänzte eine kleine goldene Plakette mit schwarz eingravierter Schrift: THEODORE BELL, SCHULDISZIPLINARRAT. Pruitt stieß die Tür auf, ohne auf Antwort zu warten.

»Ted? Ich habe hier Dane Washington und einen anderen Jungen für Sie.«

Wie immer: Dane Washington und »ein anderer Junge«. Wer konnte nach einer solchen Ansage noch bezweifeln, dass meine Chancen ziemlich mies standen? Ich verbrachte die meiste Zeit von allen in diesem Büro, also musste ich folgerichtig auch derjenige sein, der es am meisten verdient hatte – während »ein anderer Junge« straflos zurück in den Unterricht geschickt werden würde.

Mrs Pruitt winkte uns durch und schloss die Tür hinter uns. Ich wusste, was uns erwartete, und setzte mich schweigend hin, aber Tim-Tom fing direkt an, seine Version der Ereignisse zu schildern. Er blubberte fast eine Minute vor sich hin, bevor ihm die erhobene Hand des Disziplinarrats auffiel, ein stiller Befehl, die Klappe zu halten. Der Disziplinartrat musterte uns einen Moment, wobei er der geschwollenen Tomate, die mal Tim-Toms Auge gewesen war, besondere Aufmerksamkeit widmete. Dann drehte er seinen Stuhl ein winziges bisschen mehr in meine Richtung.

»Was war los?«

»Das fragen Sie *ihn*?« Tim-Tom deutete auf sein Matschaug. »Ich bin ja wohl der Verletzte hier.«

Der Disziplinartrat sah weiterhin mich an und wartete.

»Er hat mich angefasst. Ich hab ihn gebeten, die Hand wegzunehmen, aber er hat sie dagelassen, also hab ich ihn geschlagen.« Ich wusste, dass für den Disziplinartrat die Würze in der Kürze lag.

»Ich hab ihn nicht angerührt!«, bollerte Tim-Tom.

Der Disziplinartrat richtete den Blick in Richtung der Lärmquelle. »Wie ist dein Name?«

»Toby Smith.«

Aha. Toby. Knapp daneben.

Schließlich erlaubte der Disziplinartrat ihm, seine Version vorzutragen – ein aufwendiges Lügenmärchen, in dem ich gestolpert war und er die Hand ausgestreckt hatte, um mich aufzufangen, ich ihm aber, anstatt mich zu bedanken, völlig ohne Grund ins Gesicht geschlagen hatte.

Schmunzelnd hob ich die Hand. Der Disziplinartrat nickte.

»Ich würde meine Aussage gern korrigieren. In Wirklichkeit habe ich nämlich niemanden geschlagen. Sein Gesicht ist einfach auf meine Faust gefallen.«

Die Mundwinkel des Disziplinartrats zuckten leicht, dann leierte er seinen üblichen Vortrag runter, darüber, dass Worte bloß Worte seien und Gewalt etwas völlig anderes. Ich warf Toby einen finsternen Blick zu. Ich wusste, was als Nächstes kam. Der Disziplinartrat erklärte, dass ein unfreundliches Wort keinen Fausthieb rechtfertige. Er legte Toby nah, dass wir alle vorsichtig sein sollten, wenn wir jemand anderen anfassten, da die Berührung missverstanden werden könne, aber dass es sich in diesem Fall nicht anhöre, als habe er die Schulregeln verletzt.

Ich behielt Toby während der gesamten Predigt im Auge.

War das etwa der Anflug eines zufriedenen Grinsens?

Zum Disziplinartrat gerufen zu werden, machte mir an sich gar nicht so viel aus. Die Stühle waren einigermaßen bequem und in Mrs Pruitts Süßigkeitenschale fanden sich immer massenweise Gummibärchen. Und man durfte sich so viele nehmen, wie man wollte, egal, was man angestellt hatte.

Es machte mir nicht mal was aus, wenn der Disziplinartrat mir was von Selbstbeherrschung und Respekt erzählte. Aber an einer Stelle in seiner Standpauke fingen meine Handflächen immer an, wie verrückt zu jucken.

»Ohne jegliche Provokation.«

So hatte er es bezeichnet, als ich Jimmy Miller einen Stock zwischen die Speichen geworfen hatte, woraufhin er im hohen

Bogen mit dem Gesicht voran in den Kies am Fahrradständer geflogen war. Dabei hatte Jimmy mir vorher meine Englischarbeit geklaut, aus der großen roten Eins eine Sechs gemacht und sie an meinen Spind geklebt – damit alle mich für einen Versager hielten.

Und als ich Brian Chungs Kunstprojekt kaputt gehauen hatte, weil ich mitgekriegt hatte, wie er zu jemandem sagte, ich sei ein schmutziger Fiesling, der dringend mal duschen müsse, war der Disziplinartrat auch der Meinung gewesen, dass das ohne jegliche Provokation geschehen war. Diese Worte machten mich jedes Mal stinkwütend. Sie schienen zu besagen, dass jeder Blödmann ein Recht dazu hatte, andere beschissen zu behandeln, aber ihm niemand dafür das Maul stopfen durfte.

War der denn blind? Konnte er nicht sehen, wie Toby mich direkt vor seiner Nase mit seinem zufriedenen Grinsen *provokierte*?

Offenbar nicht, denn eine Sekunde darauf wurde »ein anderer Junge« entlassen.

Als die Tür wieder zu war, schob mir der Disziplinartrat wortlos ein Blatt Papier über den Schreibtisch zu. Ich wusste, was jetzt kam, und er wusste, dass ich es wusste. Ich musste den Wisch mit nach Hause zu Mom nehmen, sie mit ihrer Unterschrift bestätigen lassen, dass sie sich darüber im Klaren war, was für ein böser Junge ich war, und den Zettel dann morgen auf dem Weg zum Nachsitzen ins Fach des Disziplinartrats werfen.

Im Ernst, die hätten sich eine Menge Papier sparen können, wenn sie mir irgendwas Wiederverwendbares mitgegeben hätten, wie eine dieser kleinen Karten, mit denen man in Cafés Stempel sammeln konnte. *Zehnmahl Nachsitzen und Sie bekommen eine Suspendierung gratis!* Meine Karte wäre dann schon fast voll. In der Twain brauchte man dafür nämlich bloß siebenmal Nachsitzen und der Vorfall heute war mein sechstes. Es wären noch

eine ganze Menge mehr gewesen, aber Mom hatte den Direktor zum zweiten Halbjahr überreden können, mich einen Neuanfang machen zu lassen. Direktor Davis interessierten Eins-a-Noten nämlich viel mehr als ein Eins-a-Sozialverhalten und er würde sein bestes Pferd im Stall nicht einfach so aufgeben.

Jetzt allerdings stand ich wieder ziemlich auf der Kippe – noch ein Mal Nachsitzen und ich würde vorübergehend suspendiert werden. Und wenn ich mir danach auch nur den kleinsten Ausrutscher leistete, würde ich von der Schule fliegen. Eine Privatschule konnte Mom sich nicht leisten, also würde mir dann die Alternativschule winken – wo sämtliche Krawallbrüder, Volltrottel und alle anderen landeten, für die keine Hoffnung bestand, jemals zum College zu gehen. Mit anderen Worten: so ziemlich alle meine alten Freunde.

Fast meine gesamte Clique an der Junior-Highschool war bis zum Ende der neunten Klasse von der Twain verschwunden. Die, mit denen ich danach anfangs noch Kontakt gehabt hatte, ließen mich einer nach dem anderen fallen, als sie sechzehn wurden und Autos bekamen. Vielleicht hatten sie keine Lust, mich durch die Gegend zu kutschieren. Oder vielleicht waren sie mit ihren Autos direkt auf die schiefe Bahn gelangt, wo auch alle anderen Kids von der Alternativschule rumkurvten. Das wollte ich lieber gar nicht so genau wissen. Ich wollte genauso dringend an der Twain bleiben, wie Mom und Direktor Davis mich dort halten wollten, aber Arschlöcher wie Toby gestalteten das leider sehr schwierig.

Ich schnappte mir den Wisch und steckte ihn in meinen Rucksack.

Mom würde sich ein Loch in den Bauch freuen.

KAPITEL 5

Als ich aus der Schule kam, goss es wie aus Kübeln, darum machte ich mir gar nicht erst die Mühe, meine Kapuze aufzusetzen oder meinen Rucksack als Regenschutz zu benutzen. Ich stürzte mich einfach direkt in die Sintflut. Je schneller man losging, desto schneller hatte man das Elend hinter sich. Ringsum vermischte sich das Prasseln des Regens mit dem Zuknallen von Autotüren und dem Gekreisch von Mädchen, die über den Parkplatz hasteten. Nur ein Geräusch übertönte die anderen.

»Dane! Dane, warte!«

Ich zog den Kopf ein und tat, als hätte ich ihn nicht gehört, aber einen Augenblick später war er auch schon neben mir und patschte über das schlammige Baseballfeld.

»Es regnet«, keuchte er, ein wenig außer Atem.

»Sag bloß.«

Jeder Schritt über das Feld bedeutete dank Billys Gestampfe einen weiteren Matschspritzer auf meiner Jeans. Mein Kopf ruckte zu ihm herum, und ich wollte ihn gerade anneckern, gefälligst ein bisschen aufzupassen, als mir auffiel, dass die Spritzerei nicht bloß eine Nebenwirkung seiner schweren Schritte war. Die Augen auf den Boden gerichtet, suchte er sich extra die größten Pfützen aus. Er hüpfte von einem Fuß auf den anderen, von einer Pfütze in die nächste, und veranstaltete mit voller Absicht eine Riesensauerei. Ein breites Grinsen teilte sein Gesicht in zwei Hälften und legte seine Augenwinkel in Falten.

Irgendwas an dem Ausdruck brachte mich dazu hinunterzuschlucken, was ich hatte sagen wollen. Ich schwieg, bis wir an der Ecke angekommen waren.

»Du gehst da lang.« Ich deutete in Richtung der Straße, wo ich ihn das erste Mal gesehen hatte. »Ich gehe durch die Gärten.«

»Und dann verhaust du Mark?«

»Was?«

»Mark. Du hast doch gesagt, du würdest ihm später einen ordentlichen Arschtritt verpassen.«

Billy ignorierte meine Anweisung und folgte mir über den Rasen, sodass wir beide den Weg von heute Morgen zurückgingen. Der Regen ließ langsam nach und verwandelte sich in Nebel.

»Ach so.« Ich zuckte mit den Schultern. »Mal sehen.«

Billy kniff die Augen zusammen und schob sich einen Wust nasser Haare aus der Stirn. »Hunde, die bellen, beißen nicht.«

»Was?«

»Das hätte mein Dad jetzt gesagt. Wenn einer behauptet, er würde was tun, und es dann aber doch nicht –«

»Ich weiß, was das bedeutet«, schnitt ich ihm das Wort ab.

»Man kann auch sagen ›Große Klappe, nichts dahin...‹«

»Ich weiß«, wiederholte ich.

»Also machst du's?«

Als wir das Backsteinpfadgewirr der Gärten erreichten, nahmen die Wolken ein helleres Grau an.

Ich hatte mehr als guten Grund, Mark zur Rede zu stellen, aber im Moment war eine Prügelei das Letzte, was ich gebrauchen konnte.

Manchmal fragte ich mich, ob Mark und ich nicht eigentlich Freunde hätten sein müssen, wo wir doch in derselben Straße aufgewachsen waren und so. Aber in unserem Block wohnten eine ganze Menge Kids und die alle kennenzulernen hatte ich mich schließlich auch nicht bemüht. In der Schule hatte ich auch

kaum Freunde. Es wäre einfach zu peinlich gewesen, irgendwen von ihnen in unser hässliches Haus einzuladen und meiner durchgeknallten Mom vorzustellen. Also hatte ich beschlossen abzuwarten – dass wir irgendwohin umzogen, wo sich der Küchenfußboden nicht wellte, dass Mom aufhörte, Rubbellose einzurahmen –, aber es änderte sich ja nie was, und als mir das klar geworden war, hatte ich mir schon mehr Feinde gemacht als Freunde.

»Ausnahmsweise lasse ich den Penner mal davonkommen«, sagte ich zu Billy. »Ich muss sowieso schon nachsitzen, weil ich mich heute geprügelt hab.«

Als wir aus den Gärten kamen, brachen die ersten Sonnenstrahlen durch die Wolken. Es war dieses eigenartige Licht, das es nur nach einem schweren Regen gibt und das alles in Gold taucht, sodass selbst unsere beschissene Gegend regelrecht glitzerte.

»Du musst nachsitzen?« Billys Augen wurden so groß, dass sie ihm fast aus dem Kopf fielen.

»Ist doch nichts Wildes.«

»Ich musste einmal fast nachsitzen, an meiner alten Schule, und das war ganz schön wild. Mom hat sich ganz doll mit dem Lehrer gestritten, weil der gesagt hat, ich hätte es verdient –«

»Lass mich raten. Weil du zu viel gequatscht hast?«

»Nein, weil ich zum Berserker geworden bin.«

»Was?« Ich blieb stehen und starrte ihn an.

»Ich bin ziemlich jähzornig«, erklärte Billy fröhlich. »Ich hatte früher immer solche Anfälle – so hat der Arzt das zumindest genannt. Mom sagt immer Koller dazu, aber ich glaube nicht –«

»Komm auf den Punkt.«

»Der Punkt ist: Wenn ich wütend war, bin ich manchmal total ausgeflippt, und einmal war ich eben wütend auf den Lehrer.«

»Weswegen?«

Billy dachte kurz nach. »Weiß nicht mehr. Aber auf jeden Fall musste ich nicht nachsitzen. Mom nennt mich immer noch ihren kleinen Berserker, obwohl ich solche Anfälle heute gar nicht mehr habe.«

Während wir schweigend weitergingen, dachte ich an das erste Mal, als ich selbst zum »Berserker« geworden war.

Ich konnte mich nicht mehr an den Namen des Jungen erinnern, nur dass er immer mit Mark auf unserer Straße Fahrrad gefahren war. Ich wusste noch, wie er den Ständer seines Schrottrads in den vereisten Gehweg vor unserem Haus rammte. Ich war gerade dabei, mir ein Schneefort zu bauen, und er strunzte damit herum, dass sein Dad ihm gezeigt habe, wie man ein ganzes Iglu machte. Zuerst beachtete ich ihn gar nicht, so wie die ganzen anderen Loser aus unserem Block auch, aber er hörte einfach nicht auf zu quasseln. Sein Dad habe ihm auch gezeigt, wie man die Kette an seinem Fahrrad auswechselte, und gesagt, dass er ihm, wenn er erst alt genug sei, auch zeigen werde, wie man ein Auto reparierte.

Als ich dort im Schnee kniete, fühlte ich zum allerersten Mal das Jucken. Es war, als würden die eisigen Klumpen, die ich zu meinem Fort auftürmte, mich durch meine Handschuhe hindurch piksen. Immer wieder ballte ich die Fäuste und versuchte, meine Handflächen mit den Fingerspitzen zu kratzen. Ballen. Loslassen. Ballen. Loslassen. Das Jucken ließ nicht nach.

Ich sagte immer noch nichts, aber das schien den anderen Jungen nicht zu stören. Er hielt die einseitige Unterhaltung dickköpfig aufrecht, stapfte sogar durch den Schnee und beugte sich über mein Fort, damit ich auch ja jedes Wort mitbekam. Er erzählte mir, wie sein Dad mit ihm campen und zum Mini-golf und schwimmen ging, und schloss damit, dass ich davon wahrscheinlich keine Ahnung hätte, denn schließlich hätte ich ja keinen Dad.

Schon da hätte ich ihm eine reinhauen sollen, aber mir fiel nichts Besseres ein, als zu lügen.

Ich erklärte ihm, mein Dad sei Astronaut und nur deswegen nie zu Hause, weil er im Weltraum Aliens erforsche. Das war nur eins der vielen Märchen, die ich mir als Kind aus den Fingern sog, wenn mich jemand nach meinem Dad fragte. Aber der Junge kaufte es mir nicht ab. Seine Antwort werde ich wohl nie vergessen.

»Meine Mom sagt, deine Mom weiß nicht mal, wer dein Dad ist!«

Es geschah so schnell, dass ich erst gar nicht begriff, dass ich das alles ausgelöst hatte, aber mit einem Mal war das Schneefort platt, der Idiot lag mittendrin und aus seiner Nase lief Blut. Es sickerte in die weißen Ruinen unter ihm und ließ sie aussehen wie ein riesiges Kirschwassereis. Das Jucken in meinen Handflächen hatte aufgehört.

Ich hatte ihn nicht wegen dem geschlagen, was er über meinen Dad gesagt hatte. Sondern weil mir – selbst als Kind schon – ziemlich klar war, was er da über meine *Mom* behauptete.

Ich erinnere mich noch, wie ich nach dieser ersten Prügelei in mein Zimmer rannte und heulte. Ich war mir sicher, dass der Junge mich verraten und ich einen Riesenärger bekommen würde.

Aber der Ärger blieb aus. Tatsächlich sagte der Junge nie wieder etwas Gemeines zu mir. Danach setzte ich meine Fäuste noch gegen ein paar andere lose Mundwerke ein. Und hatte jedes Mal Erfolg.

Ich legte den Kopf schief und sah Billy an, als wir in unsere Straße einbogen. »Wie meinstest du das eben, ›hätte gesagt‹?«

»Was?«

»Du meinstest doch, dein Dad *hätte gesagt*, ›Hunde, die bel-len, beißen nicht‹. Ist dein Dad ... ist der tot oder so was?«

»Nein.« Der Schatten eines Ausdrucks huschte über Billys Gesicht, aber ich konnte nicht ausmachen, was es war.

»Und wo ist er dann?«

»Er ist ...« Er zog den schweren Rucksack auf seinen Schultern höher, wodurch er noch vornübergebeugter ging als sowieso schon. »Nicht hier«, beendete er den Satz.

Den Blick wie auf den Boden geklebt, ging er schneller, mitten auf der Straße. Ich drängte ihn nicht weiter. Wenn einer wusste, wie nervig es war, mit Fragen gelöchert zu werden, die man nicht beantworten konnte, dann ja wohl ich – ganz besonders, wenn es um einen abwesenden Elternteil ging.

Stattdessen zog ich den Reißverschluss von Billys Rucksack auf.

»Was hast du da eigentlich so Schweres drin?«

»Hey!« Reflexartig fuhr Billy herum und dabei fiel etwas Großes, Flaches aus dem Rucksack und knallte auf die nasse Straße. Ich schnappte es mir schneller, als er es vor mir retten konnte, und wischte den schlammigen Splitt von der Vorderseite.

»Was ist das denn?«

»Hallooo? Kannst du nicht lesen, oder was?« Er deutete auf ein großes Wort auf dem glänzenden Bucheinband und las es betont langsam vor. »At-las.«

»Kein Mensch sagt mehr ›Hallooo?‹«, informierte ich ihn und blätterte durch das Buch. »Ist der für Erdkunde oder so?«

Der Atlas klappte wie von selbst bei einer Karte von West Virginia auf. Knapp unterhalb der Hauptstadt Charleston, ein bisschen weiter links, stand in Krakelschrift *Big Ugly*. Die Worte waren mit rotem Filzstift eingekreist. Ich beugte mich vor, um mir die Sache genauer anzusehen, aber Billy riss mir das Buch aus den Händen.

»Ich brauch keinen Erdkundeunterricht«, sagte er. Seine Stimme klang ruhiger, als seine Bewegungen hätten vermuten

lassen. Er fummelte am Reißverschluss seines Rucksacks herum und versuchte, den Atlas wieder hineinzustopfen.

»Okay«, sagte ich.

»Ich bin super in Erdkunde.« Er zerrte grob den Reißverschluss über die Ecke des Buchs.

»Gut.«

»Ich könnte Erdkunde *unterrichten*.«

»In Ordnung. Komm mal wieder runter.«

Er schlang sich den nun verschlossenen Rucksack zurück auf die Schulter und sah mir direkt in die Augen. Dann sagte er mit betont beruhigender Stimme: »Keine Angst, Dane. Ich werd nicht zum Berserker.«

»Ähm ... nett von dir?«

Wir liefen weiter mitten auf der Straße, bis links und rechts unsere Häuser in Sicht kamen und jeder auf seine Seite ging.

Ich blieb stehen und sah mich um.

»Hey, Billy D.«

»Was?« Er drehte sich um.

»Mein Dad ... der ist auch nicht hier.«

Billy musterte mich ein paar Sekunden lang mit undurchschaubarer Miene. Dann, blitzschnell, hellte sich sein Gesicht zu einem Lächeln auf.

»Na dann.«

»Na dann.«